

Gerbe ergreift der junge Mann den leeren Blumenbehälter und legt die mitgebrachte Blanze, deren Blüthen bereits von dem geräuschenden Quantum Erde umgeben sind, sorgfältig hinein. Die prägnante Schöne im Innern des Hauses schaut es natürlich nicht an, welche Freiheit sich „Jemand“ mit dem Blumentopfe an ihrem Balkon erlaubt. Die Handlung des jungen Mannes ist nun aber gleichbedeutend mit einem Heiratsantrage, welcher der in dem betreffenden Hause lebenden Jungfrau gilt. Sind mehrere ledige Töchter in der Familie, dann bestimmt irgend ein kleines Merkmal an der eingepflanzten Blume, welche von ihnen gemeint ist. Sobald der liebende Jüngling seine „Gärtnerarbeit“ beendet hat, zieht er sich zurück, um ungelesen aus angemessener Entfernung noch einige Beobachtungen anzustellen. Kommt die Schöne bald mit einem zierlichen Weisfingerring zum Vorschein und giebt der liebenden Blanze mit zärtlichen Blicken das nötige Wasser, dann leuchtet es sich in den Augen des Liebenden auf — er hat die Gewißheit, daß seine Geliebte erwidert werden. Ist das Gegenstück der Fall, zeigt sich keine schöne, holde Mädchenhand, um sich lieblich der schmachtenden Blume anzuschauen, dann schließt der arme Jüngler herbei von dannen — er hat nur sehr geringe Hoffnungen erhdrt zu werden. Die endgültige Entscheidung erfahren jedoch beide erst am nächsten Morgen. Da kann es leicht möglich sein, daß die am Tage vorher langsam begonnene Pflege des glücklich Lebenden von der rauhen Hand eines unvorsichtigen Dieners zerstreut wurde und nun trocken und weif am Boden liegt, während sich die von der Schönen selbst vernachlässigte Blume noch frisch und blühend in ihrem Behälter befindet. Der Spender der lezten Blüte weif nun zwar, daß er nicht wieder geliebt wird, doch ist ihm die Hand, um die er in liebender Sehnsucht geworden, durch väterlichen Nachdruck gesichert.

**Eigenartige Liebesbriefe.**

Der feilste, kostbarste und zugleich unvergänglichste Liebesbrief, den je eine unglücklich Schöne in Empfang nehmen durfte, ist — wie aus Chicago berichtet wird — vor einiger Zeit in die Hände einer der reizendsten und begabtesten Damen der „Windy City“ gelangt. Ein junger Millionär, der dem bewußten Mädchen schon lange ohne Aussicht auf Erfolg den Hof gemacht hatte, kam in seiner Verzweiflung auf einen originalen Gedanken. Er kaufte einen großen, schönen Diamanten, schrieb eine kurze, aber leidenschaftliche Liebeserklärung und ließ von dieser ein Facsimile in Miniatur anfertigen. Diese mit bloßen Augen nicht erkennbare Schrift wurde von einem geschickten Juwelier an der glatten Unterseite der kostbaren Gemme befestigt und der ganze Stein in Aufhängeloch gefaßt. Ein zierliches, aus feinem Netzen hängendes, juwelensetztes Mikroskop ermöglichte das Entziffern der Buchstaben, die klar und deutlich durch den Diamanten zu lesen sind. Dieser zu je einzeltägige Horn gefaßte Liebesbrief eroberte endlich das Herz der hübschen Schönen. Diamant und Mikroskop bilden jetzt das Mittelstück eines prachtvollen Schmuckes, das der glückliche Millionär seiner Auserwählten am Verlobungstage überreichte. Eine ähnlich kostbare Liebesbriefe, wie sie wohl nicht jeden Tag abgefaßt werden dürfte, erhielt vor kurzem die Braut eines ebenfalls reichen und erstklassigen Engländer. Das billet doux war das Meisterwerk, zwar nicht des glänzendsten Liebhabers, aber eines überaus kunstfertigen Londoner Goldarbeiters, der nahezu ein halbes Jahr dazu gebraucht hatte, um das eigenartige „love-token“ zur Zufriedenheit des verschwenderrischen Auftraggebers anzufertigen. Die Stelle des gewöhnlichen Papiers vertrotete eine zierliche, sehr dünne goldene Platte, deren Rand wie ein feines Spitzengewebe ausgebreitet worden war. In der Mitte dieses Feinschmuckes prangte nun eine kurze, fuge Vorkäpse in echter Diamantenfassung. Die kostbaren Buchstaben bestanden aus lauter Brillanten, deren Fassung unendliche Mühe und Sorgfalt erforderte haben mußte. Dieses reizende Briefchen, das sich in einem köningelichteten Eisenbehälterchen präsentierte, kostete dem Abnehmer nicht weniger als 700/12flr. (14.000 M.). — Nicht ganz so ungewöhnlich war die Herstellung eines noch viel wertvolleren Schreibens, das außerdem sehr für das Fortgeschick des genialen Verfassers spricht. Der reich mit köhlichen Büchern gelegnete Verlobte einer jungen, sehr hübschen Pariserin erlaubte von Geschäfterfreunden, daß der Vater seiner Braut sich momentan in arger pekuniärer Verlegenheit befand. Da er nun eine Erklärung hatte für das seltsam gedruckte Briefchen, das seine Liebste in letzter Zeit bezogenes dort hin zu werben suchte, füllte er schnell entworfen einen Schein über 25.000 Fr. aus, legte nun in den Rand des Briefpapiers verdeckt einige gemummelte Notenzettel ein und schrieb auf diese die zierlichen Liebesworte. Dieses merkwürdige Schreiben blieb

mit einer Bitte um Entschuldigung, daß er sich absonderliches Briefpapier benutze, er hätte jedoch augenblicklich kein anderes zur Hand. Mit Zerknen der Hüllung und Gleichzeitung las die glückliche Braut das Schreiben, entfernte dann den für sie allein wertvollen Rand des Scheins und übergab diesen selbst ihrem Vater, der nun sofort seinen Verbindlichkeiten nachkommen konnte.

**Knackmandeln.**

**Auflösung des 343. Preisräthfels: „Die Farben des Regenbogens.“**  
 Richtige Lösungen gingen ein 88. Die Gesamtzahl der Einlieferungen betrug 93. Das Räthsel wurde richtig gelöst, aus Halle von: Frau Clara Regel, M. Jensch, M. Schulz, A. Fischer, Paul Wülfert, Fritz Böber, Max Köpchen, Bertha Berg, Carl Holzhausen, M. Köhner, Marie Diebemann, Anna S., Frau A. A., Wilhelm Nege, A. Reibsch, Max Jels, Ernst Schulz, Jenny Küpp, R. Uylan, A. Wittloch, Karoline Peiermann, Clara Dener, Fr. Wolpe, Fr. L. Meyer, Alfred Merting, Helene M., K. Schürer, Martha Spiegel, L. Weber, Anna Strobel, Frau Auguste Martini, Frau M. Dreying, Franz Klebe, Otto Busch, Anna Reize, E. Günther, S. Krebs, M. Hübn, Frau M. Wieroczek, G. Fischer, A. Straube, Frau M. Lehmann, Fr. Niegel, Georg Hüb, Marie Krüger, Gertrud Böge, S. Veyer, W. Böge, Paul Häbisch, Louis Heymann;  
 von außerhalb von: Emil Wegener, Martha Eise, Anton Meyer, Alfred Bergholz, B. Johnson, Erna Bähr, M. Denter, Anna Erdreiter, Friedrichsen, G. Durban, Traute, M. Schöndt, Kappen, Bertha Schumann, Paffenborn, Wally Kleinig, Johanna, K. Gitter, C. Eimern, Hermine Essert, Oppin, Wili. Steinbrecher, Canena, A. Zwanziger, Friedeman, Karl Schiler, Eismannsdorf, Selma Berger, Niemberg, Luise Krage, Rumbold, Wili. Schumann, Wili. Gräbe, Dientz, Franziska Hoffmann, Dethl. Karl, Emma Weiser, Gertrud, L. Heinrich, Hüblich, Otto Hennig, Schönan, Oskar Dietrich, Bernigroth, Karl Wäcker, Mädelberg, Ehe Kleiman, Wippa a. S., M. Wagner, Kopifonso, Otto Gangloff, Paul Knabe, Martha Fischer, Mercedes, Käthe Meisel, Elisabeth, Fritz Müller, P. Richter, Altheben, O. Heidenreich, Edith, Bertha Suspi, Landsberg, A. Kretschmann, Walschwoig.

**Preis: „Spiegelparas's Werke“ (12 Bde.) eleg. geb.**

entfiel auf Otto Hennig, Schönan.

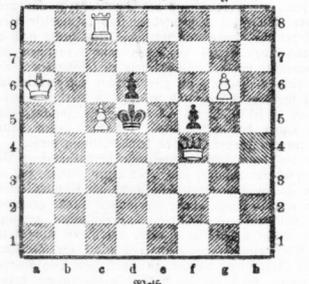
**344. Preisräthfel.**

Wie ist man oft so schnell bereit, um Schlimmes anzubieten, bis leben wir von lauren Stoff Von gisten gar — mit nichten! Und doch ist's wahr: der Bauerhoff ist mit dem Leben nötig. Dir mehr zu sagen, ist wohl gern Der Chemiker erwidrig.

**Preis: Fiskokke's Novellen, 10 Bände, eleg. geb.**

**Schachaufgabe.**

Ron E. B. Coot in Gohofen.



Weiße steht und jetzt mit dem zweiten Zuge wart.

**Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 4:**  
 1. Td5—d2; Lc8×d2; 2. Sg8—g6 Matt.  
 . . . . . Kf1—e5; 2. Sg8—g6 Matt.  
 . . . . . Kf1—f3; 2. Td2—f2 Matt.  
 . . . . . Sg4—e5; 2. Sg8—g6 Matt.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Lohse. — Druck und Verlag von W. Ruffschöck, Verle in Halle a. S.



Nr. 6 Halle a. S., den 6. Februar 1898.

**Der letzte Streich.**

Novelle von Paul Böck.

Pünktlich um fünf Uhr betrat Herr von Seefeld das Atelier seines Sohnes. Langsam kam der alte Herr, ein stattlicher Sechziger in indolent vornehmer Toilette, näher, nicht den kleinen Modellmännchen vertraulich lächelnd zu, und redete dann seinem Sohne, der vor der Staffelei saß, grüßend die Hand, indem er sagte: „Du hast mich zu sprechen gewünscht, lieber Egon, — da bin ich.“

Der junge Maler erwiderte den Gruß und antwortete, ohne von der Arbeit aufzusehen: „Bitte, geh' einen Augenblick nebenan, Papa, ich komme gleich nach.“

Der alte Herr nickte nur, legte dann Hut, Stock und Handschuhe ab, und während er eine neue Chantant-Melodie summite, trat er in den Nebenraum ein.

Raum zwei Minuten später kam auch Egon. Er begann: „Lieber Papa, es thut mir unendlich leid, aber ich muß Dich wieder einmal bringen bitten, Deine Ausbude einzuschließen. Wenn Du hochstichst, das Geld heraus leicht auszugeben, wie das bisher gewesen ist, dann sind wir Beide in einem Jahre ruiniert.“

„Schwind erzwangene der alte Herr: „Also wie gewöhnlich, lieber Junge, eine Moralpredigt.“

Egon aber sprach lebend, doch ernst: „Lieber Papa, nimm doch die Sache weniger leicht. Du schickst nicht zu wissen, daß unter Verdrehen fast ausgenutzt ist. Und wenn ich mit meinen Bildern nicht ein so großes Geschäft machte, dann müßten wir längst am Hungertode sterben.“

„In der That, lieber Junge, das wußte ich nicht. Du weißt ja selbst, daß ich keinen Sinn dafür habe. Und seit Du mit neuen Schöpfungen bist, kümmerge ich mich schon gar nicht mehr darum.“

„Um so weniger darfst Du mir also säumen, wenn ich Dir nun einmal haren Geld einhändige.“

„Während eif der Papa: „Aber nein, Jungechen, ich hätte Dir auch gar nicht, ich verpöche Dir sogar, daß ich von nun an besser wirtschaften werde, nur heute muß ich Dich noch einmal trösten. — Puppe mit dreitausend Mark.“

Egon war starr. Er wußte nicht, sollte er lachen oder ärgerlich werden.

„Ich muß das Geld haben, Jungechen! Frag' nicht wozu, sondern glauhe meiner Versicherung. Und wenn Du mir den Rammon anstandslos bewilligst, dann gebe ich Dir mein Ehrenwort, es wird der letzte Streich gewesen sein, den ich gemacht habe.“

Der Sohn bellte sich einen Augenblick, dann sagte er: „Du kannst das Geld morgen abheben. Ich wesse es sofort an. Aber ich halte Dich beim Wort, Papa!“

„Ohne etwas zu erwidern, kam der alte Herr zu seinem Sohne und umarmte ihn. Endlich antwortete er mit leise zitternder Stimme: „Ich habe Dir, mein lieber Junge!“ Dann verabschiedete er sich.

Als Egon am andern Tage zum Diner ging, erwartete er den Vater vergebens. Darüber beunruhigt er sich, ging sofort in die Wohnung des alten Herrn und erfuhr dort zu seinem größten Entsetzen, daß Papachen mit dem Ein- und Auszug abgerechnet sei. Sein Verstand wachte wach. Nur die alte „Schwärmerei“, die den alten Herrn, seit er Blätter war, die Weltanschauung sah, meinte

lächelnd: „Nun wohl wieder sehr was Lustiges sein, denn der Herr Baron war äußerst fidel und aufgelegt.“

Nachdem endlich ging Egon fort. Er kannte seinen Papa nur zu gut. Jetzt würde eine Woche vergehen, ohne daß der alte Lebenslustige Herr auch nur das geringste Zeichen von sich gab, und dann, wenn das Geld zur Neige ging, dann stellten sich die Witter und Brandbitten ein. So war es ja seit dem Tode der guten Mutter nun schon sechs Jahre gegangen. Was daraus werden sollte? Er wußte es selbst nicht.

Eine Stunde später sagte er seinem einzigen Freunde seine Noth. Dieser entgegnete lächelnd: „Weißt Du, lieber Egon, der alte Herr ist zu viel sich selbst überlassen. Du schickst wirklich am geschicktesten, mit ihm gemeinschaftliche Wohnung zu nehmen. Oder besser noch, Du betriffst und schickst Dir ein trauliches Heim. Dann muß der alte Herr seine Tage bei Euch beschließen. Und wenn er sich zu ein hübsches Fräulein am sich stellt, dann wird er sich wohl bald an Babststellenleben gewöhnen lernen.“

Egon nickte. „Du hast recht. Die Lösung wäre die denkbar einfachste. Aber wo finde ich eine Frau für mich?“

„Nur ermittelst wollen, lieber Freund, dann findest auch Du was Du suchst.“

Der junge Maler schloß. Er dachte an das Leben, wie er es führte. Einmal, der ersten Arbeit war es genudmet, sich er die gute Mutter verloren hatte. Er hatte nie Zeit gehabt, sich viel mit Liebesgedanken herum zu tragen, und seit der Papa sich dem alten, lustigen Leben wieder hingelassen hatte, waren die Sorgen nur noch größer geworden. Nun mußte er für zwei arbeiten. Das dabei die schönste Kraft und Zeit seines Lebens hin ging, das hatte er nie ermittelst bedacht. Er liebte seinen Vater, und als das hübschen Vermögen zu Ende ging, da war es für ihn ganz selbstverständlich, daß nun er für die Bedürfnisse des alten Herrn Sorge tragen müsse. So war das all die Jahre hindurch gegangen, und jetzt nun ersten Mal füllte er, daß es nun zu nicht mehr weiter gehen könne. Er war nun bald an die Dreißig heran. Nun mußte eine Aenderung eintreten. Diejen Gedanken wurde er nicht mehr los.

„Nicht Tage später kam wirklich die erwartete Nachricht von dem alten Herrn. Er befand sich in Wiesbaden und es ainge ihm wieder ganz vorzüglich. Sonst sein Wort der näherten Erklärung. Egon wurde immer erstaunter. Er witterte einen neuen Streich des guten Papas, und er überlegte schon ermittelst, ob er nicht lieber hinschreiben und den alten Herrn zurückholen sollte, als plötzlich der Brief eines Betters eintraf.

„Eben dieser Wetter war über Wiesbaden nach dem Süden gegangen, und der hatte ungefähr Folgendes geschrieben: Mein lieber Egon, komm' so schnell als möglich. Papa macht hier der kleinen Bestint demogen den Hof, daß hier allgemein das Verdrüß geht, er werde sich demnächst mit ihr verloben.“

Egon war im ersten Augenblick vollständig ratlos, so verblüffte ihn diese neue Fiskobspil. Das hatte er denn doch nicht von dem alten Herrn erwartet!

Von seinem Freunde erfuhr er, daß die „kleine Bestint“ ein neu erdichteter Stern, eine Sängerin mit feiner Vergangenheit, aber mit um so größerer Zukunft sei, die eigentlich auf den schönsten Namen Krause höre, und die insolge ihrer Knappheit und Mäßigkeit den Herren der großen und kleinen Welt die Köpfe verdrübe.

Mit dem nächsten Zuge fuhr Egon nach Wiesbaden.



Als der alte Herr seinen Sohn so urplötzlich vor sich stehen sah, wurde er doch etwas kleinlaut und verlegen.  
"Ich weiß alles, Papa," sagte Egon ernst und energisch, "und ich bitte Dich bringen, gleich mit mir zurück nach Hause zu kommen." "Du aber laß der lebenslängliche Alle seinen Humor wieder und entsagte lächelnd: "Nein, mein Jungechen, das geht's nun nicht! Ich will noch einmal das Glück beim Schopf fassen."  
"Aber Du bist schonig Jahre, Papa! Du darfst nicht noch einmal heiraten!"

"Obgleich ich bereits sechzig Jahre bin, ist mir das Herz dennoch jung geblieben, und deshalb werde ich auch noch einmal heiraten. Gib Dir also keine Mühe weiter. Du weißt, daß ich ausführe, was ich mir vorgenommen habe."

Egon schwieg. Er wußte, daß er mit Hilfe nichts erreichte, denn er konnte keinen Vater, es blieb also nur noch ein Gewaltmittel. Denn stattdessen dürfte diese Verträge unbedingt nicht.

Am Nachmittag lernte er seine zukünftige Mama kennen. Fräulein Will Bellini war ein lustiges, braunhaariges Mädchen von dreizehnwöchigen Jahren, ihr Gesicht war ebenmäßig und schön, und wenn sie lachte, strahlte eine ganze Welt von Lebensfreude aus dem braunen Auge.

Mattisch stellte der alte Herr seinen Sohn vor, und nach wenigen Stunden bereits waren die jungen Leute bekannt und untereinander sich verständig.

Egon war entzückt. Das Fräulein gefiel ihm ganz anscheinend. Nur als Mama wollte er sie nicht haben.

Man war sehr klein fertig.  
Von der Stunde an begann er, dem schönen Mädchen den Hof zu machen, was ihm auch anscheinend leicht wurde, denn bereits am zweiten Tage merkte er, daß er beliebt und zwar ernsthaft verliebt war.

Der alte Herr sah gar bald, was er angerichtet hatte. Zwar ließ er noch nicht die Hoffnung sinken, aber einen Lebenswähler, der ihm das Kostbarste, die Jugend, voraus hatte, durfte er nicht unterschätzen. Und darum verordnete er alles Mögliche, die jungen Leute auseinander zu halten.

Aber das gelang ihm fast niemals.  
Egon war wie ungewandelt. Aus dem stillen Arbeitmenschen war ein flottes Lebenmann geworden, denn die Lust zu leben und den strahlenden Augen leuchtete. Und all die Liebe und Lebenskraft, die so lange in seiner Brust geschlummert, nun war sie wieder aufgeweckt durch zwei braune Schalksbäume, durch einen roten, süßen Mund, und ein überlächeltes Freundeslächeln. Er liebte zum ersten Mal in seinem Leben. Und er machte, nun er das wußte, auch gar kein Hehl mehr daraus.

Das Fräulein, das ihm lieber kommen als gegen sich, ermunterte ihn nur noch, denn auch sie hatte den stolzen, jugendhaften Mann bald lieb gewonnen.

Je mehr das Liebesverhältnis der beiden jungen Leute sich entwickelte, desto mehr wurde der alte Herr kalt gestellt, was dieser großem bilden mußte.  
Eines Tages sagte Egon zu dem Fräulein: "Sagen Sie mir, gnädigste Fräulein, hätten Sie wirklich den Antrag meines Vaters angenommen, wenn er um Sie geworden hätte?"

"Do ist sie lachend: "Wer weiß, was geschehen wäre! Der alte Herr hat mir von allen meinen jungen und alten Courtanern am besten gefallen," — und dann setzte sie nachdlich hinzu: "vielleicht weil er Ihr Papa ist!"

Do nahm Egon die schmale weiße Hand und küßte sie, und als das junge Mädchen darauf erröthend sich ihm entziehen wollte, do nahm er es in seinen Arm und gab ihr den ersten Kuß auf den Mund.

Eine Stunde später traten sie vor den alten Herrn hin und erboten seinen väterlichen Segen.

Herr von Seefeld, der all das ja hatte kommen sehen und im Stillen auch, so schwär er ihm zwar wurde, schon resigniert hatte, legte nun die Hände der beiden jungen Leute ineinander und sagte, indem er seinen Humor wiedergab: "Jedenfalls darf ich mich mit der Verabingung trösten, daß ich hier durch meine Bekanntschaft und verständigste Tatkraft ein wahrer Glückseliger geworden bin, und das hat wohl!" Dann trat er hinaus und küßte die glückseligste Braut, indem er lächelnd sagte: "Mädelchen, rein väterlich."

"Sie sind auch wirklich ganz ungeheuerlich, Herr Baron," rief da die Kleine lachend aus, "seht, nun Sie mein lieber Papa werden, lassen Sie es Ihnen ja sagen, daß Sie einen riesigen Kund bekommen können!"

Der alte Herr drohte nur lächelnd.  
Egon aber nahm seine kleine Braut, umschloß und küßte sie

wieder und wieder, so daß Papachen sich heimlich fortziehen mußte um seinen unterdrückten Schmerz nicht zu zeigen.

### Frauenberuf und Ehe.

Es ist schon längst über die Zeit, wo man gewöhnlich Beruf und Ehe für zwei einander ausschließliche Dinge, und sogar diejenigen, die die Anstellung der Frauen am Erwerblichen mit Wohlwollen aufnehmen, nämlich dieselbe meist nur für die unverheiratete, ja womöglich nur für die unverheiratete gebliebene Frau gelten. Ein Mann der Wissenschaft machte sogar vor einiger Zeit den Vorschlag, die Frau erst dann zu einem Beruf zuzulassen, wenn es absolut sicher sei, daß sie nicht mehr geheiratet würde, also in sehr spätem Alter. Der betreffende Herr hatte nur drei Kleinigkeiten vergessen, nämlich erstens, wovon die mittellose Mädchen, bis sie das Schwabenerthal erreicht haben, leben sollten; zweitens, aus welchem Jugendbort sie trinken müssen, um so spät noch die Elastizität des Körpers und des Geistes zu erhalten, die zur Erlernung und Ergründung eines Berufes unbedingt nötig sind, und drittens, wo die Lehrerinnen und Oberen zu finden sind, die die Lehrlinge in so spätem Alter aufnehmen. In den wenigen staatlichen Berufen, die den Frauen zum Beispiel offen sind, ist ausdrücklich bei der Aufnahme ein Alter von 18 bis 25, höchstens 30, und nur die Befähigungsbeurtheilung bis zu 38 Jahren vorgelesen.

Aber nicht allein ist dieser Vorschlag, wie wir eben gesehen, ein Unding, sondern es ist überhaupt ganz falsch, Beruf und Ehe als zwei einander ausschließliche Dinge zu betrachten.

Die berufstätigen Frauen werden im Gegenheil viel lieber geheiratet, als die nicht berufstätigen, die kein Geld haben, und da der weitaus überwiegende Theil dem Manne sein Geld mitbringt, so ist der Grund hierfür sehr verständlich. Der Beruf selbst repräsentirt ein Kapital, über das die mittellose, nicht berufstätige Frau eben nicht verfügt. Die Dienstmädchen, die bilden ein Viertel aller heirathenden Jungfrauen in Berlin. Sie werden gern geheiratet, weil sie arbeiten können und sich aus ihrem Lohn meist etwas erspart haben. Auch aus dem Alter, in dem die berufstätigen Frauen heiraten, sieht man, daß sie immer erst nach einer gewissen Zeit, in der sie Ehepaare gemacht haben, heiraten. Aus dem Jählich ertheilenden Bericht der Verheirathungsanstalt Berlin für das Jahr 1896 geht z. B. hervor, daß von 4028 Frauen, die vor ihrem Hochzeitstag mindestens fünf Jahre von der Arbeit ihrer Hände oder ihres Kopfes ihr Brot verdienten, ein Fünftel von ihnen im Alter von 24 bis 25 Jahren, das von den arbeitenden Frauen am meisten bevorzugt zu werden scheint, heiratheten. Von der Hochzeit fanden unter 1000 Frauen 195 im Alter von 22—23, 187 waren 26—27 und 129 waren 28—29 Jahre alt. Zwischen den Dreißigjährigen und Vierzigjährigen schlossen 225, zwischen den Vierzigjährigen und Fünfzigjährigen 20 die Ehe, 4 reichten einem Manne noch im Alter von über 50, hierunter eine von 57 Jahren, die Hand zum Bunde.

Bei berufstätigen Mädchen kommen Heirathen in so spätem Alter, wenn sie nicht ein großes Vermögen besitzen, überhaupt nicht vor. Die berufstätigen Frauen aber scheitern durch die Verheirathung, die ihre Arbeit ihr gewährt, und durch die Achtung, die sie sich bei ihren Mitmenschen durch dieselbe erwirbt, das Odium der "alten Jungfer" zu verlieren.

Die berufstätigen Frauen übt dennoch nach jeder Richtung hin eine vortheilhafte Wirkung aus. Das Deutsche Reich besitzt sechs Millionen unverheirateter Mädchen in verhältnismäßigem Alter — dauernd vor Wohl, Geld und Schande. Sie gewährt der Witwe und der geschiedenen Frau — und im Deutschen Reich werden zwei Millionen Wittwen und 50 000 geschiedene Frauen gezählt — die Möglichkeit, sich und ihren Kindern auf ethische Weise Brot zu verschaffen. Sie erhöht die Heirathslust der Männer, resp. den Heirathswert der Frau und least not least ist die Zahl der verheirateten Frauen, die zu den Kosten des Hausstandes durch Berufsarbeit beitragen, durchaus nicht gering anzuschlagen.

Man sieht also, daß Beruf und Ehe auch bei der Frau nicht auseinander zu halten sind, sondern im Gegenheil unauflöslich verbunden scheinen, und daß die berufstätigen der Frau die Eheverbindungen nicht vermindert, sondern im Gegenheil vermehrt.

### Der Scheintod.

Unter den Anzeichen des Todes sind folgende die augenscheinlichsten und wahrnehmbarsten: Anhalten des Athems und Pulschlags; leichthafte Starrheit der Glieder, Erstarrung und

Blässe des Gesichts, sowie überhaupt der ganzen Körperfläche, und vollständige Erstickung des Augapfels und der Pupille. Es sind diese zwar keine absolut sicheren Anzeichen, denn Athemlosigkeit und Stillstand der Muskelthätigkeit können auch in besonderen Fällen vorkommen, ohne unbedingt den Tod zur Folge haben zu müssen; aber das Zusammenreffen aller dieser Zustände begründet im Allgemeinen das Aufhören der Lebensfähigkeit. Stöher Scheintod kann infolge von Pulslosigkeit, von starken Ohnmächten, von schweren Verwundungen e. eintritt, edigt aber im Allgemeinen können durch mit dem wirklichen Tode, wenn keine Mittel zur Beseitigung dieses Zustandes angewendet werden. Wir sagen: im Allgemeinen, — denn es liegen Fälle vor, wo auf dem Schicksalsfaden Vermordete stundenlang unter großem Blutverlust liegen geblieben und unter die Todten gerechnet worden sind, und welche dennoch wieder auflieben, als man sich dessen am wenigsten verah. So geschah es, daß ein der Armees des Potomal in amerikanischen Sezessionskriege begleitender Einbolamier einem Obersten das Leben rettete, welchen man infolge einer durch eine Wunde verurtheilten langen Ohnmacht für tot auf dem Schlachtfeld hatte liegen lassen. Der Oberst kam wieder in dem Augenblick zur Bewußtsein, als der Einbolamier begann, dem Vermordeten seine lebenserhaltende Flüssigkeit einzuspritzen. Einmal der merkwürdigsten Beispiele, der Art ist jedoch das, welches den Marischall d'Ornano betraf. Während des Kampfes aus Mangel an Mäglichkeit wollte der Generalkommandant sich mit einigen Reitern einen Durchgang durch den Feind erzwingen und stürzte auf denselben ein, als eine Kavallerie ihn, mit dem Gesicht nach unten gefehrt, zu Boden streckte. Man hielt ihn für tot, denn sein Körper war schwarz und er gab kein Lebenszeichen von sich, so daß Prinz Eugen seinem Generaladjutanten Tauscher den Befehl gab, die Leiche unter dem Schnee verschwinden zu lassen. Nachdem dies geschehen war, erschien ein Adjutant des Marischall d'Ornano, welcher die Leiche des Gefallenen nach dessen Heimath, nach Frankreich bringen wollte. Er zog dieselbe unter dem Schnee hervor, legte sie quer vor sich auf vier Füße und kam mit seiner Wunde, nach Ueberwindung von tauenden Hindernissen und Schwierigkeiten — einmal so gar ward Weiter sammt Pferd und Leiche von einem vorüberziehenden Trupp Kavallerie zu Boden geworfen — am Ziel seiner Reise an. Zuleist wurde konstatiert, daß d'Ornano atmete, worauf Prinz Eugen dies für unmöglich erklärt hatte, nachdem er dem Kommandanten Tauscher den Auftrag, ihn zu befragen gegeben und dieser seinen Bericht auch vollzogen hatte. Hieran wurde das Gutachten des Stabsarztes Karrey eingeholt und dieser fand in der That d'Ornano noch lebend und hatte die Genehmigung, den bereits zu dem Tode Verworfenen zu retten. Und gleichsam als Zeuge zu dieser Episode trug es sich zu, daß nach einer Reihe von Jahren später der Marischall d'Ornano dem feierlichen Leichen-Kondukt beiseitigen behauptete, der ihm untern Schnee begraben hatte: des Kommandanten Tauscher nämlich.

Auch Pulslosigkeit infolge von Ertrinken, vom Einathmen giftiger Gase u. dgl. ist der Scheintod hervor, der bei verapäter Hülfleistung durch in wirklichen Tod übergeht, während durch zahlreiche Scheintode dieser Kategorie ins Leben zurückgerufen worden sind, die Experimente des Dr. Voroboff mit dem Herzozen der Zunge des Scheintodes sind ebenfalls beweisend gewesen. Leider aber wird und wird vielfach nicht noch von Seiten des behandelnden Arztes zu setzen vom derzeitigen Mittel Gebrauch gemacht, um den Sachverhalt zu konstatieren: Der Kranke ist tot, hier es nachdem die gewöhnlichen Wiederbelebungsversuche angelehrt worden waren, und gegen das Verdicht eines gelebten Zustandes es keinen Appell an eine höhere Instanz; für viele unglückliche Opfer des Scheintodes, die dem Leben hätten zurückgegeben werden können, gab es keine Rettung mehr.

Auch die durch Chloroformirung hervorgerufene Pulslosigkeit hat Scheintod im Gefolge, und zwar einen solchen, der unter allen ähnlichen Fällen dem wirklichen Tode am nächsten kommt. Man muß nur einmal Zeuge von einer solchen Scene gewesen sein, wo es nach nahezu übermenschlichen Anstrengungen gelang, die anscheinende Leiche wieder zu beleben, um diesen Anblick nie zu vergessen. Aber die vorgenannten sind nicht die gewöhnlichsten Ursachen des Irrthums, welcher zu vorzeitigen Begräbnissen Veranlassung giebt; denn der durch die Verletzungen hervorgerufene Scheintod wird insofern häufiger trifft vom wirklichen Tode getrennt, wenn der Patient verfallen ist, der Pulse bereits ist, und dieses trifft nur zu häufig zu, weil man den Scheintod für eine Leiche hält.

Bei den gewöhnlichen Ursachen des verhängnisvollen Irrthums, wodurch Scheintode begraben werden, handelt es sich beinahe immer um bloße Letargie, um Athemlosigkeit, Empfindungs-

losigkeit, in welche der Patient im Verlauf einer Krankheit, oder selbst bei voller Gesundheit verfallen sein kann. Der Ansehen kann sehr täuschend sein, ein erfahrener Arzt aber wird Aufzeichen herausfinden, die auf eine vorübergehende Verengung schließen lassen. Die Extremitäten können erkalten, die Glieder verfallen, das Auge starr und glasig sein; aber wenn auch alles das guttich ist, und selbst das Athemholen so ungewöhnlich verlangsam, daß keine Bewegung, kein Athemzug wahrnehmbar ist, wenn selbst der vorgetragene Spiegel keinen Hauch nachweislich, kann trotz alledem ein Athemholen in langen Zwischenräumen stattfinden, welches ununterbrochen ergeht. Und ebenso kann das Schlagen des Herzens unterm Ohr entgehen, der Puls unempfindlich für den Druck des Fingers sein — und doch kann das Herz noch schlagen! Diese Zustände können sich in die Länge ziehen und in gewissen Fällen ist sich der Patient dessen, was um ihn herum vorgeht, bewußt. Als im Jahre 1866 die Frage von der Gefahr der vorzeitigen Begräbnisse dem Senat nahegelegt wurde, fand das Verlangen nach Verhörungen in dieser Richtung im Cardinal Domett einen energischen Fürsprecher, und dies nicht mit Unrecht, denn er selbst war jeinerzeit in Gefahr, lebendig begraben zu werden.

Er war nämlich im Jahre 1826, lagte der Cardinal in seiner Rede, als ein junger Priester inmitten einer mit Würdigen gefüllten Kathedrale plötzlich auf der Kanzel, von welcher aus er sich vernehmen ließ, zusammenzusenken. Ein Arzt lokalisierte den eingetretenen Tod und ließ die Vererdigung auf den folgenden Morgen festlegen. Der Bischof der betreffenden Kathedrale hatte bereits das De profundis am Fuße der aufgebauten Leiche anstimmen lassen und man hatte das Maß des Sarges genommen. Die Nacht kam heran und man kann sich die Seelenangst des jungen Priesters denken, dessen Ohr das Geräusch all dieser Vererdigungen wahrzunehmen hatte. Endlich hörte er die Stimme eines Jugendfreundes, welche in seinem Ohre, hochjagen — übernatürliche Aufregung hervorrief, die das merkwürdige Reultat seines Wiedererwachens aus der Todesstarrke zur Folge hatte. Des folgenden Morgens konnte der junge Geistliche wieder auf der Kanzel erscheinen und befindet sich heute in curer Mitte.

So hatte auch Dr. Rossin voriges Jahr an der Salpêtrière in Paris eine in lethargischem Schlaf befindliche Kranke in Behandlung, die während 40—50 Tagen ohne Unterbrechung geschlafen hatte. Sie war weit entfernt davon, lethargisch zu sein, denn man konnte das Athemholen wahrnehmen und mehrmals des Tages ließ sie einen Seufzer aus; aber sie war sich dessen, was um sie herum vorging, nicht bewußt und man mußte sie auf künstliche Weise erwecken, um sie am Leben zu erhalten.

Nein! Kennt man diese lethargischen Zustände besser als ehemals und unheilvolle Vererdigungen kommen so leicht nicht mehr vor, namentlich seitdem die Vererdigungen ergriffen, die Todten mehrere Tage verbleiben müssen und mit elektrischen Schellen wecken werden, die bei der letzten Bewegung des Wellingel vor sich gehen, so daß das Risiko, lebendig begraben zu werden, nur mehr ein geringes ist. Dennoch haben uns viele Beispiele belehrt, daß demnach, selbst bei starker Beobachtung aller gebotenen Vorsichtsmaßregeln, Vererdigungen zwischen Scheintod und wirklichen Tod namentlich da vorkommen können, wo es an zeitiger ärztlicher Hilfe und den Einrichtungen der Großstädte zur Hintanhaltung von Irrthümern gebricht, daher es uns angezigt erdienen, diese Frage in den Kreis unserer Vererdigungen zu ziehen und das Trügerische des Ansichens bei derartigen Fällen besonders zu betonen. Unsere Zeit hat gottlob Mittel gefunden, vorzeitige Begräbnisse hintanzuhalten, dennoch haben wir nicht die Bewußtheit, daß nicht hin und wieder noch ein Begrabener im Sarge erwacht, wie solches durch die ungelichtete Lage der Leiche bei Exhumirungen des Hieren beobachtet ward

### Japanische Werbung.

Ein amnatürlich Gebrauch herricht in einigen Gegenden des blumenreichen Japans. In Häusern, in denen eine oder mehrere heirathsfähige Töchter leben, wird ein reich verzierter feiner Blumentopf, dessen oberer Rand von einem goldglänzenden Reifen umspannt ist, an drei Stellen, lang herabhängenden Ketten am Balken oder der zierlichen Veranda befestigt. Dieses wichtige Symbol dient nun dem japanischen Romeo dazu, sich seiner Zulia zu nähern. Anstatt seiner Angebeteten eine Mondschalen-Serenade zu bringen oder ihr auf andere mehr oder weniger poetische Art seine lebensschäftlichen Gefühle zu verorten, nähert sich der japanische Bräutigam einfach mit einer leuchtenden Blanze in der Hand dem Saute der heimlich Gelebten, und zwar zu einer Zeit, wo er bestimmt weiß, daß "Sie" anwesend ist und ihn von einem Verlock und beobachten kann. Er ist sehr ehrsüchtigem Ausdruck in Blick und

